Christvesper, Heiligabend 2019, 17.00 Uhr

Universitätsgemeinde Peterskirche Heidelberg

Liturgie: Hans-Georg Ulrichs

Lesungen: Karoline Thomas und Andreas Unterberg

Predigt: Jan Chr. Gertz

Orgel: Carsten Klomp,

Gesang: Song-Yi Lee

Lied vor der Predigt

„Es ist ein Ros‘ entsprungen“ (EG 30,1–3)

Predigttext: Jesaja 11,1–9

Gnade sei mit euch und Friede von dem, der da ist und der da war und der da kommt

Liebe Gemeinde an diesem Heiligen Abend!

Mit vertrauten Worten haben wir das Wunder der Weihnacht besungen: „Es ist ein Ros entsprungen aus einer Wurzel zart, wie uns die Alten sungen, von Jesse kam die Art, und hat ein Blümlein bracht mitten im kalten Winter wohl zu der halben Nacht.“ Die Zeilen sind wohlbekannt, doch irritiert das Bild, mit dem wir uns dem Geheimnis Gottes nähern, dem es gefallen hat, in einem Kind Mensch zu werden. Beschauliches wird zum Gleichnis für eine Wirklichkeit, die verborgen ist und auch nicht völlig enträtselt werden soll. Aus einer Wurzel wächst ein Zweig mit einer Knospe, die als Rose erblüht. Ein Wunder an Schönheit, Duft und Farbe. Doch bei winterhartem Boden und zur halben Nacht, wenn Wärme und Licht zum Wachsen fehlen, wird das Schauspiel der Natur zum Zeichen. So wundersam das Bild auch sein mag, das Lied bewegt sich auf gespurten Bahnen, über die es auch bereitwillig Auskunft gibt. Es erklärt sich selbst zur Nachdichtung eines sehr viel älteren Liedes, wie es uns die Alten sungen. Ich lese den Predigttext für die Christvesper aus dem Buch des Propheten Jesaja im 11. Kapitel:

1 Ein Reis wird hervorgehen aus dem Stumpf Isais, und ein Schössling aus seinen Wurzeln wird Frucht bringen. 2 Und auf ihm wird ruhen der Geist des Herrn, der Geist der Weisheit und der Einsicht, der Geist des Rates und der Kraft, der Geist der Erkenntnis und der Furcht des Herrn. ... 3 Er wird nicht Recht sprechen nach dem, was seine Augen sehen, noch ein Urteil fällen nach dem, was seine Ohren hören. 4 Sondern er wird den Machtlosen in Gerechtigkeit Recht verschaffen, und für die Elenden im Land wird er einstehen in Geradheit. 5 Er wird die Erde schlagen mit dem Stab seines Mundes und mit dem Hauch seiner Lippen den Frevler töten. Gerechtigkeit wird der Gürtel seiner Hüften sein und die Treue der Gürtel seiner Lenden.

6 Und der Wolf wird beim Lamm weilen und der Panther beim Böcklein lagern. 7 Kalb, Junglöwe und Mastvieh sind zusammen und ein kleiner Knabe leitet sie. Kuh und Bärin werden zusammen weiden, beieinanderliegen ihre Jungen. Der Löwe wird Stroh fressen wie das Rind. 8 Und der Säugling wird spielen am Loch der Natter, und zur Höhle der Otter wird ausstrecken ein Kind seine Hand. 9 Nirgendwo wird man Böses tun noch verwerflich handeln auf meinem heiligen Berge; denn die Erde wird voll Erkenntnis des Herrn sein, wie Wasser das Meer bedeckt.

Dieses Lied, liebe Gemeinde, führt uns zurück in die dunkelste Epoche des alten Israel und lässt uns zugleich blicken in die schönste Zukunft. Das Bild vom Baumstumpf Isais oder – mit dem latinisierten Namen in unserem Weihnachtslied – die Wurzel Jesse schaut auf das Ende des Königtums in Jerusalem und den Untergang zurück. Die Stammlinie, die mit Isai, dem Vater des legendären Königs David, einsetzt, sie ist an ihr Ende gekommen. Das Experiment eines gottunmittelbaren Herrschers, der das Land dauerhaft befriedet, beständig vor inneren und äußeren Feinden schützt, den Armen und Bedrängten stets Gerechtigkeit widerfahren lässt und sein Land zu politischer Größe und militärischer Macht führt, ist gescheitert. Gescheitert an der teils waghalsigen, teils pragmatischen Politik der Könige Jerusalems. Gescheitert an der Machtpolitik all der Großreiche, die sich seit jeher darin ablösen, Ihre neue Ordnung der Welt aufzuzwingen. Der Verlust ist unwiederbringlich. Doch das Lied setzt ein Hoffnungszeichen. Aus dem letzten Rest des gefällten Baumes wird ein frischer Zweig hervortreiben. Ein zarter Neuanfang, der die Geschichte der Könige und der einen Königin auf dem Throne Davids nicht einfach fortschreibt, sondern noch einmal ganz neu einsetzt. Der Reis aus dem Baumstumpf Isais wird in einem ganz anderen Sinne regieren als die Herrscher dieser Welt. Geistbegabt, ohne großspurigen Eigensinn wird er den Geist vorleben, in dem wir Menschen frei und sicher leben können. Keine Bedrohung durch Krieg, Selbstbezogenheit, Irrtümer und mangelnde Erkenntnis, verweigerte Einsicht, geleugnete und verdrehte Fakten, sondern schlicht Frieden nach ganz neuen Spielregeln des Lebens. Die ganze Erde wird voll Erkenntnis des Herrn sein wie Wasser das Meer bedeckt, nirgends wird man mehr Gottes Gebote missachten. Weisheit und Verstand werden sich endlich durchsetzen und der Dummheit und dem Hochmut unwiderruflich ein Ende bereiten. Was für ein Gegenbild zu den Gegebenheiten auf unserer alten, müden und geschundenen Erde!

Doch das Lied lässt uns mit seiner Vision von Gerechtigkeit, Frieden und Geborgenheit kaum Zeit, all die Bosheiten und Dummheiten im Großen wie im Kleinen aufzuzählen, die tagtäglich unserer Sehnsucht nach dieser heilen Welt eine kalte Schulter zeigen. Stattdessen schwingt sich der Dichter zu noch höheren Tönen auf: Wolf, Panther, Löwe, Bärin, Otter und Natter in idyllischer Eintracht mit Lamm, Böcklein, Mastvieh, Knabe, Kuh und Säugling. Ohne Furcht und Schrecken einander beigesellt, bezeugen sie, dass endlich Frieden einkehrt. Welch eine Vision!

Der vegane Löwe und der geistbegabte Friedensherrscher! Der israelische Schriftsteller Meir Shalev hat vor einigen Jahren in einem Interview von einem bemerkenswerten Vorgang im Jerusalemer Zoo erzählt.[[1]](#footnote-1) Sein Gründer, Aharon Shulov, wollte ihn als „biblischen Zoo“ gestalten und hier all die Tiere zeigen, die in der Bibel erwähnt werden. Vom Klippschliefer bis zum Adler. Und er wollte tierische Szenen aus der Bibel nachempfinden. So machte er sich an unseren Text und setzte Wolf und Lamm gemeinsam in ein Gehege. Wäre das möglich? Würde der Wolf darauf verzichten, das Lamm zu reißen? Räuber und Beute in friedlicher Eintracht, wie es der Prophet verheißt – wenigstens hier, in der Heiligen Stadt, in Jerusalem? Nun, es hat nicht funktioniert. Nicht am ersten, nicht am zweiten und auch nicht am dritten Tag. Jeden Morgen musste man ein neues Lamm in das Wolfsgehege bringen. Also versuchte man es andersherum, mit einem ganz jungen Wölflein und einem wirklich großen Lamm. Dieses Lamm war allerdings ziemlich aggressiv und hat die ganze Zeit nach dem armen Wolf getreten. Am Abend, so Meir Shalev, musste der Wolf medizinisch behandelt werden. Sie hätten dann mit diesem Unsinn aufgehört.

Man kann über diese Anekdote – Dichtung und Wahrheit – lächeln. Jenseits des Skurrilen ist sie auch ein bitteres Lehrstück, und zwar nicht nur für die Lämmer und das Wölflein. Dem Pessimisten in mir ist die Anekdote ein Beleg für das Vergebliche der großartigen Vision vom universalen und ewigen Frieden, in der das eine nicht ohne das andere zu haben ist. Auf das Experiment heruntergebrochen: Wenn die prophetische Zoologie stimmt, dann gilt das auch für die prophetische Politologie und Anthropologie. Dann ist Sehnsucht nach gerechter und vernünftiger Herrschaft ebenso realistisch wie die Aussicht auf eine Zeit, in der niemand mehr Bosheit noch Schaden anrichtet. Doch erweist sich das eine als naive Illusion, dann auch das andere. All unsere Erfahrung zeigt doch: Eher wird sich ein Löwe mit Stroh begnügen, als dass Ausbeutung, Verschwendung der Ressourcen, Ungerechtigkeit und Gewalt zu Gunsten weniger und auf Kosten vieler aufhören.

Dem Realisten in mir ist die Anekdote zunächst einmal eine eindringliche Warnung vor all denjenigen, die das politische Heil auf Erden versprechen und nur allzu oft ein Mehr an Ungerechtigkeit und offener oder heimlicher Gewalt bewirken. Eher wird sich ein Löwe mit Stroh begnügen, als dass selbsternannte Großgeister, Friedensherrscher und Klartextsprecher eine neue Ordnung schaffen, die es besser als das tägliche Klein-Klein des politischen Kompromisses vermag, wenigstens einen brüchigen Frieden zu bewahren und schlimmste Ungerechtigkeiten abzumildern.

Doch ist das alles? Was wären wir – ganz realistisch gefragt – ohne die Hartnäckigkeit, die uns wider alle Erfahrung an der Vision des Friedens ohne Ende und der Sehnsucht nach Recht und Gerechtigkeit festhalten lässt? Gäbe es dann auch nur eine Ärztin ohne Grenzen, die in Syrien ein Kriegsopfer versorgt, während zur gleichen Zeit zwei andere in der Ostukraine sterben? Würde auf den kahlen Berghängen im Libanon nur eine einzige Zeder gepflanzt werden, während zur gleichen Zeit in Brasilien hunderte von Bäumen brandgerodet werden? Würde jemals eine Aktivistin in Afghanistan für Frauenrechte eintreten, während es selbst in hochentwickelten Ländern nach wie vor eine strukturelle Benachteiligung von Frauen gibt? Würde sich ein Anwalt angesichts der Unzahl an politischen Gefangenen in der Türkei, in China oder sonst wo mit seiner ganzen Kraft für einen einzigen von ihnen einsetzen? Landauf, landab wird ja das Ende des Zeitalters der großen Visionen und Utopien verkündet, heißt es unisono, dass ein gesunder Pragmatismus der beste Weg sei, im stahlharten Gehäuse unserer Weltordnung zu bestehen. Das mag so sein, aber man wird schon mal fragen dürfen, was uns jenseits des Bewahrens des Erreichten die Richtung vorgibt; was unsere Zukunftsaussicht sein soll bei all den Veränderungen, die uns bevorstehen? Geht es nur darum, daß wir uns im Gegebenen einrichten, hier und dort etwas reparieren? Oder denken, hoffen und sehnen wir uns über die normative Kraft des Faktischen hinaus? Können wir die Vision des Friedens ohne Ende und von Recht und Gerechtigkeit vom Himmel auf die Erde holen?

Unser Weihnachtslied versucht eine Antwort auf diese Frage. Sein Auftakt macht aus dem Reis, das aus dem Baumstumpf hervorsprosst, eine Rose – die Blume der Maria. Viel wichtiger ist jedoch der Tempuswechsel vom hoffenden „Wird“ zum staunenden „Ist“. Dort in der Krippe, dieses verletzliche, die ganze Fürsorge und Liebe seiner Mutter beanspruchende Menschlein, das *ist* der ersehnte Friedensherrscher. Was wahre Herrschaft ausmacht, was Frieden, Recht und Gerechtigkeit bedeuten, zeigt sich nicht in Glanz und Herrlichkeit. Es zeigt sich am Leben dieses Menschen, dessen Weg in einem Futtertrog begonnen und am Kreuz geendet hat. Von nun an begegnet uns Gott im Menschen und sonst gar nicht. Gott begegnet in denen, die im Dunkel leben, und in denen, denen ein Licht in der Finsternis scheint. Er begegnet in denen, die über den Kriegsschauplätzen dieser Welt umherirren, er begegnet in den Suchenden, den Vereinsamten, den Überforderten, den Verlassenen, den Obdachlosen, den Geflüchteten, den Demenzkranken und den Sterbenden. Und er begegnet in denen, die sich von der Sehnsucht des Propheten nach Frieden, Recht und Gerechtigkeit anstecken lassen. Kurzum – in uns allen.

Nach dem Mythos vom Sündenfall ging das Paradies einst verloren, weil wir werden wollten wie Gott. Und zwar wie ein Gott, den wir als Inbegriff von Übermacht in den Himmel projiziert haben. Die Geschichte von Bethlehem, die von der Geburt eines Kindes in Armut und Lebensgefahr erzählt, wie sie sich vielhundertfach auch in dieser Nacht ereignet, holt unser Sehnen zurück auf den Boden der Erde. Jetzt wird uns zugemutet, dass wir auf unsere Allmachtsphantasien verzichten. Und es wird uns zugetraut, dass wir das auch können und in *diesem* Kind das Reis aus der Wurzel Jesse erkennen, von dem die Alten sungen, „mit seinem hellen Scheine vertreibt’s die Finsternis“.

Amen.

Und der Friede Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Christus Jesus. Amen.

1. Frankfurter Rundschau, 10.10.2007. Den Hinweis verdanke ich H. Bezzel, Jena. [↑](#footnote-ref-1)